

*Einige Anekdoten aus der Gründerzeit des Vereins*  
**BÜRGERVEREIN zur UNTEREN STADT**  
**LUDWIGSBURG**

von Dr. h. c. Oskar Walcker (geb. 1.1. 1869, gest. 4. 9.1948) Bilder von  
Fritz Meinhardt, Stuttgart

## Schuster Schenk

Das rein Geistige in flüssiger Form war seines Lebens Würze. Für eine diesbezügliche Spende war er stets dankbar. Er störte sich auch durchaus nicht daran, wenn in einem Glas Feuerwasser ein paar Mücken herum-schwammen. Im „Wilden Mann“<sup>1)</sup> war sein Hauptquartier. Die Buben der unteren Stadt standen auf gutem Fuß mit dem langen, hageren Mann mit der großen roten Nase und dem struppigen Haarboden. Er hatte gar nichts dagegen, wenn ihn die Buben auf seiner Bude besuchten. Sie war Werkstatt, Wohnraum, Schlafzimmer, Küche alles in einem. Er erzählte Geschichten und machte Witze, während er seine Stiefel sohlte. Man unterhielt sich prächtig beim alten Schenk. Originell wie der Mann, war auch seine Reklame, die er nur in gereimter Form in der Zeitung brachte. So erschien nach einem der früher so schonen Maienfeste folgende Anzeige:

„Jetzt nach dem Maienfeste,  
da kauf ich alte Stiefelreste,  
wer alte Stiefel hat, der komm zu mir,  
ich wohne Hundlaufgasse Nr. 4.“<sup>2)</sup>

Eines Tages kam im Orgelbau<sup>3)</sup> eine alte Orgel an. Die Jugend des Tales interessierte sich lebhaft für die wurmstichigen Holzpfeifen. Sie wurden verteilt, und bald tonten in allen Gassen des Tales nicht gerade melodiöse Orgeltöne. Schenk fand Gefallen an dieser Musik und machte den aufhorchenden Buben den Vorschlag, dem Schwanenwirt<sup>4)</sup> eine Katzenmusik zu bringen. Freudig stimmten die Buben ein, war man doch sicher, daß Schenk die Sache richtig deichseln würde. Schwanenwirt Pfitzenmaier war ein alter Sonderling. Alle möglichen mysteriösen Erzählungen rankten sich um den Mann, den man nur selten



## Oscar Walcker : Ludwigsburger Geschichten

Der Zug wird formiert. Unter Vorantritt des langen Kapellmeisters geht der Zug, von den Kleinsten begleitet, zu dem Schwanenwirthaus. Die Fensterläden sind wie gewöhnlich geschlossen; aber es besteht kein Zweifel: Er ist drin. Zuerst großer Tusch! Alles ist vertreten. Orgelpfeifen tönen, Kochhafendeckel klingen zusammen, Gießkannen dienen als Pauke, einer spielt auf der Flöte. Ein besonders Begabter macht mit der hohlen Hand die Posaune nach; dann folgt ein Chor mit Orchesterbegleitung, den Schenk zum Feste extra gedichtet hatte.

Der Schwanenwirt hat Hose an mit  
versch. . . Knöpfe dran usw.

Dann zum Schluß: O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter. Das Konzert hatte schließlich eine Menschenmenge angezogen, die belustigt zuhörte. Der Schwanenwirt blieb unsichtbar. Ohne daß sich ein Polizeidiener gezeigt hatte, zog die Kapelle ab; unter Hochrufen der Jugend verschwand der Kapellmeister in der Türe zu Ade's Wirtschaft, um sich durch einen Schnaps zu stärken.

### Anmerkungen:

Der Schuster Schenk führt uns durch die alten Gaststätten der „Unteren Stadt“ (Talstadt).<sup>1)</sup> Der „*Wilde Mann*“ liegt in der Bietigheimer Straße 8. <sup>2)</sup> Die frühere *Hundlaufgasse* heißt heute Laufgasse.

<sup>3)</sup> Der *Orgelhau* liegt im „Tal“: Untere Kasernenstraße 14/22, gegenüber der aufgehobenen „Lochkaserne“ oder Talkaserne.

<sup>4)</sup> Der „*Schwan*“ befand sich im Hause Heilbronner Straße 38.

<sup>5)</sup> *Ades Wirtschaft* ist identisch mit dem „Grünen Baum“.

## Oscar Walcker : Ludwigsburger Geschichten Schweikert, genannt der Doktor der Liebe

Schweikert war ein Wunderarzt der alten Schule, hervorgegangen aus dem Stande der Heilgehilfen und Sanitätsunteroffiziere des alten württembergischen Heeres. Sie konnten es bis zum Vizefeldwebel bringen, um dann nach ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst als Wundärzte zu praktizieren. Diese verfügten meist über eine große Erfahrung auf dem Gebiet der Wund- und Heilbehandlung, nahmen mäßige Honorare und hatten eine ausgedehnte Kundschaft. Schweikert, der Doktor der Liebe, war in seiner alten Garnison Ludwigsburg verblieben, an allen Stammtischen wohlbekannt und gut gelitten. Ein Original vom Scheitel bis zur Sohle! Von gedrungener Gestalt, rundlich und mit rötlich leuchtendem Gesicht, mit einer Nase, der man ansah, daß er kein Feind des edlen Rebensaftes war. Unter einer großen Brille leuchteten ein paar verschmutzte Äuglein hervor. Am Stammtisch war er meist der Zielpunkt des Witzes. Man freute sich unbändig, wenn man ihn einmal gehörig aufsitzen lassen konnte, und band ihm manchmal auch einen großen Bären auf. Diese Stammtische waren in jenen Zeiten, sowohl beim Früh- als beim Abend-schoppen, gut besucht. Hier trafen sich die Bürger und die Herren des Militärs, Handwerker und Beamte, um in aller Gemütlichkeit Stadtneugkeiten zu verzapfen und den lieben Nächsten etwas unter die Lupe zu nehmen. Ein solcher Stammtisch bestand auch im „Mohren“. Der Herbergsvater war der alte Mohr, ein Mann von martialischer Gestalt, mit langem Schnurrbart und hochrotem Gesicht. Als Hauptmann des bürgerlichen Schützenkorps stellte er mit Würde seinen Mann. Als Wirt war er der Mittelpunkt des Stammtisches im „Mohren“. In einem Nebenzimmer war die Wand behangen mit Bildern der Stammgäste, die seit Jahrzehnten das alte Wirtshaus besuchten und am Stammtisch heimisch waren. Das Bild des Doktors der Liebe zierte nun auch diese Wand. Eines Tages fiel es Schweikert auf, daß Mohr wieder und immer wieder diese Bilder besichtigte. „Was gibt's denn dort?“ fragte der etwas Kurzsichtige. „Ein neues Bild, sieh mal an.“ Der Doktor rückte die Brille zurecht. Und was sieht er? Rechts und links seines Bildes zwei großmächtige Esel und darunter der Spruch:

„Euch sei nun gewährt die Bitte, .. ;;  
in uns'rem Bunde zu sein der dritte.“

Die Bombe hatte eingeschlagen. Wütend nimmt Schweikert seinen Hut und verläßt das Lokal. Man sieht ihn nicht wieder am Stammtisch, trotzdem

## Oscar Walcker : Ludwigsburger Geschichten

ihn sein Weg täglich am „Mohren“ vorbeiführt und er große Sehnsucht nach den Freunden verspürte.

Eines Tages nun liegt der Mohrenwirt im Fenster, der Doktor der Liebe passiert auf der anderen Seite die Straße. Der Wirt ruft hinüber: „Schweikert, 1. m. a. A.“ Dieser stutzt, macht rechts um und verschwindet im „Mohren“ und sagt zu seinem Freund: „Dees hät'sch au scho lang sage kenne.“ Der Gruß des Götz von Berlichingen hatte in echt schwäbischer Art seine Wirkung getan.

Am Bietigheimer Buckel steht das Wirtshaus „Zum Wilden Mann“. Auch hier tagte ein umfangreicher Stammtisch der unteren Stadt, dem sich dann und wann der Doktor der Liebe zugesellte. Vom Holzmarkt herunter kam



auch der dicke Goldarbeiter Mayer, der in der Südostecke des Platzes ein Goldwarengeschäft innehatte. Zum rundlichen Bauch gesellte sich ein rundliches weiches, glattrasiertes Gesicht mit dicken Backen und listig zwinkernden Augen. Einer machte den Vorschlag, Schweikert, den Doktor der Liebe, einmal gehörig hereinzulegen. Mayer mußte sich ins Bett legen. Mit dem Bettkittel und der Nachthaube der Wirtin wurde er sorgsam bekleidet, und rasch schickte man zum Doktor mit der Botschaft, er solle doch schleunigst in den „Wilden Mann“ kommen, eine Frau käme ins Kindbett und bedürfe dringend seiner Hilfe. Schweikert erscheint, legt bedächtig Hut und Mantel ab

und wendet sich der hilfeschuchenden Frau zu, die erbärmlich stöhnt. Der Doktor fährt mit der Hand unter's Deckbett, den Fall zu untersuchen: „s'wird net so schlimm sei, s' wird scho gehe, s' Füßle guckt scho raus.“

Eines Abends ging Schweikert schwer bezechet nach Hause; mit dem Hausschlüssel in der Hand probiert er die Türen, er paßt in keines der Schlösser



hinein. Er fragt in seiner Hilflosigkeit einen des Wegs kommenden Mann: „He, Mann, wo wohnt der Doktor Schweikert?“ „Sie sind ja selbst der Doktor“, antwortet der Mann. „Jo, des stimmt scho, aber wo ich wohn', weiß ich nicht“, kommt's stockend von Schweikerts Lippen

## Professor Girrassimus

Ein biederer Malermeister seines Handwerks, ein Zauberkünstler im Nebenberuf! In seinen jungen Jahren trat er öffentlich als Zauberkünstler auf. Der Saal des Ratskellers war immer bis auf den letzten Platz besetzt, wenn der Professor Girrassimus - das war sein Künstlername - in der Zeitung einen frohen Unterhaltungsabend versprochen hatte. Auf der Bühne stand dann sein Zaubertisch aufgebaut. Mit Hilfe seines Zauberstabes pflegte er die herrlichsten Illusionen zu erwecken und die mystischen Vorgänge mit seinem Witz und seinem Sarkasmus zu begleiten. Überall wo der Maler Girr - so hieß der Mann - auftauchte, war er ob seines Witzes und seiner Gemütlichkeit ein gern gesehener Gast. Er hatte die besondere Gabe, die Schwächen seiner Mitmenschen gar bald zu erkennen, und so fand er immer ein Objekt, das er zum Zielpunkt seines Witzes auserkor. Gern erzählt man sich heute noch manches Stücklein, das er sich in dieser Beziehung geleistet hatte.

So sitzt er eines Tages am Stammtisch im „Kronprinzen“<sup>1)</sup>. Ein Bauer aus dem Welzheimer Wald, der eine Fuhre Holz nach der Stadt gefahren hatte, erscheint in der Tür und setzt sich mit einem „Verlaub“ an den Tisch zu

## Oscar Walcker : Ludwigsburger Geschichten

selten Girrs, um seinen Durst zu stillen. Der Bauer erzählt von seinen heimatlichen Wäldern und fühlt sich wohl in der immer größer werdenden Gesellschaft. Girr macht einige Kunststücke. Der Bauer reißt Maul und Augen auf, kann nicht fassen, welcher Geist hier am Tisch die unglaublichsten Dinge vollbringt.



Der Mann hatte seinen alten, speckigen, schmutzigen Hut an den Nagel gehängt und ist nicht wenig verblüfft, als Girr mit ihm wettet, er fresse vor den Augen dieser Gesellschaft diesen Hut bis zum letzten Rest auf. Der Bauer wettet: so was glaube er nicht. Girr nimmt den Hut, reißt Stück um Stück herunter, führt's zum Mund,

beißt hinein, und in kurzer Zeit ist nichts

mehr vom Hut zu sehen. Das Gesicht des Bauern wird lang und immer länger. Kein Zweifel, der kleine Mann mit dem rötlichen Gesicht hatte seinen alten, ihm lieb gewordenen Hut radikal verspeist. Die Gesellschaft lacht natürlich aus vollem Halse, denn wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen.

Ein andermal begegnet dem Hexenmeister ein Mann vom Lande, der hilfeschend vor einem geschlossenen Hutladen steht. Girr fragt, was er denn wolle. Der Fremde erzählt, er sei von weither gekommen, um seinen alten Strohhut auffärben zu lassen, und jetzt könne er nicht zum Hutmacher hinein. „Er solle sich trösten“, meinte der Maler, er könne den Hut so gut färben wie der Hutmacher, er solle einstweilen einen Schoppen trinken, bald komme er mit der Kopfbedeckung wieder. -

Girr erscheint nach einiger Zeit mit dem Hut, den er fein säuberlich außen und innen mit schwarzem Eisenlack behandelt hatte. Er setzte dem Mann mit kräftigem Druck den Hut auf den Kopf und ermahnt ihn, seine Kopfbedeckung ja erst abzunehmen, wenn er zu Hause angekommen sei. Bis dahin sei die Farbe schön trocken geworden. Das mit Eisenlack stark ge-

tränkte Schweißleder soll noch lange einen schwarzen Streifen um Stirn und Haare des lieben Mannes hinterlassen haben.

Des Sonntags ging Girr dann und wann auch aufs Land und setzte sich mitten unter die biederen Landbewohner. Wenn er dann den Leuten irgend einen Bären aufgebunden hatte, ereigneten sich oft wundersame Dinge am Tisch. Er beschuldigte den einen, er habe ihm seine Uhr gestohlen. Der protestierte energisch. Und doch, die Uhr ist richtig in des Angeschuldigten Westentasche zum Vorschein gekommen. Wenn er dann noch den Bauern echte silberne Dreimarkstücke aus Nase und Ohr zog, dann war's gewöhnlich Zeit, daß er sich auf und davon machte, um einer gehörigen Tracht Prügel aus dem Wege zu gehen.

Girrassimus war auch ein glänzender Bauchredner. Die Bauern brachte er oft außer Rand und Band, wenn beim friedlichen Schoppen von einem unsichtbaren Frevler das Wort „Saubauern“ und anderes mehr den biederen Landleuten an den Kopf flog. Kein Wunder, daß er manchmal schleunigst Reißaus nehmen mußte.

Malermeister Girr hatte den Auftrag erhalten, die eisernen Tore und Gitter der Gärten im Schloß frisch zu streichen. Dieser, nach der Lindenallee zu liegende, mit den beiden reizenden Gartenhäuschen flankierte Garten wurde auch von der Prinzessin zu Schaumburg-Lippe benützt. Die beiden Söhne der hohen Frau interessierten sich lebhaft für die Arbeit des fleißigen Malers, der es nebenbei glänzend verstand, den beiden Buben alte Geschichten zu erzählen. Schließlich wollten die beiden mithelfen zu malen. Gerne überließ ihnen Girr die Pinsel, und dann wurde mit Eifer drauflos gestrichen. Kein Wunder, wenn die Frau Prinzessin die Spuren dieser Tätigkeit unlieb in den sonst so sauberen Anzügen bemerkte. Sie verbot ihren Söhnen, sich mit derartigen Dingen zu beschäftigen. Aber trotzdem kamen sie immer wieder zu dem arbeitenden Maler. Inmitten des Gartens steht ein in Stein gemeißelter Hund. Dieses Denkmal soll das Grab des Lieblings eines längst dahingegangenen Herrschers zieren. Von diesem Tiere erzählt Girr den aufhorchenden Knaben die sonderbarsten Geschichten. Der Hund könne, wenn er auch schon längst begraben sei, doch immer noch bellen, wenn man ihn rufe. Die beiden Jungens konnten es nicht glauben. Aber richtig! Heiseres Hundegebell kommt aus dem Grabe. Die Prinzen rennen, von diesen geheimnisvollen Vorgängen aufs tiefste erschreckt, zur Mutter, um ihr das Unglaubliche zu erzählen. Die Prinzessin erscheint selbst im Garten, um zu sehen, was eigentlich vorgegangen war. Wieder bellt der Hund aus seinem Grab. Lachend nimmt die hohe Frau die Prinzen an der Hand, den schmunzelnden Girr freundlich grüßend, und verschwindet im Schloß.

»Albertle«

In dem kleinen Gartenhäuschen beim Bietigheimer Tor hauste der Mann, den man allgemein „s' Albertle" nannte, mit seiner Frau, der „Ricke". Es muß Zigeunerblut in seinen Adern geflossen sein. Groß, martialisch, rabenschwarze, nach Russenart hinten abgeschnittene Haare, ein rundliches Gesicht, ein Schnurrbart, dessen lange Enden zu beiden Seiten tief herunterhängend den Mund flankierten. Bekleidet war er mit einer grünen Jägerjoppe, verziert mit mächtigen Beinknöpfen. Auf dem Haupt ein grünes, mit einer Feder geziertes Hütchen. Wenn die Dämmerung kam und der friedliche Bürger zum Abendschoppen ging - und das war in der guten alten Zeit in Ludwigsburg so der Brauch -, machte sich auch Albertle auf den Weg, um seinem Metier nachzugehen. Im „Grünen Baum" fing er an, setzte sich in eine Ecke, um seine Lieder vorzutragen; er war Dichter und Sänger zugleich. Seine Lieder waren geistreich und voll Poesie. Meistens dichtete er aus dem Stegreif und paßte sich jeder Situation an. So sang er des Montags, die neue Woche begrüßend, das schöne Lied:

„Guata Tag, guata Tag, guata Tag,  
heut ham'er en blaua Montag, Montag,  
und der Schuhmachermeister Bär,  
wo hat denn der den Balla Leder her?  
Den Balla Leder hat er vom Rotgerber Braun,  
schnell no a Maß Bier her, dann lasset weiter  
uns schau'n!

Das letzte Wort jeden Verses unterstrich er besonders, indem er stark mit dem Daumen über die Saiten strich. Albertle war bescheiden in seiner Art, er begnügte sich auch mit einem Glas Bier, wenn die Zehner nicht rollen wollten. Dann ging's der Reihe nach durch die Wirtschaften der Stadt. Wo er erschien, wurde er freundlich aufgenommen. Wenn eine lustige Gesellschaft beisammen war, mußte er auf vielfaches Verlangen das schöne Lied vom „Loch im Faß" zum besten geben, das also hieß:

„A Herr hot ghabt a schöne Magd,  
er hot se ghabt recht lieb,  
doch was en gwiss Punkt betrifft,  
war's ein recht schlauer Dieb.  
Er het se gar so gern verführt,  
doch sie hat g'sagt, daß nix draus wird,  
ja, so was geht net a,  
dees tut koi braver Ma.

Der Herr hat g'habt im Keller drunt  
a Fäßla guata Wei.  
Und wie mer do so manches mol  
hat wölla schenka ei,  
so hat halt immer g'fehlt dr' Wei.  
Die Frau hat glaubt, s' trinkt's der Ma.  
Der Ma hot glaubt, s' trinkt's d' Frau.  
Doch kein's hot's gwußt recht genau.

A mol ist er von ungefähr  
in Keller komme na  
und trifft die Magd beim Weifaß jetzt  
im volle Trinke a.  
Ha, ruft der Herr, dös isch mer lieb,  
daß i a mol verwisch de Dieb.  
Jetzt kommts auf die nur a,  
daß i nex saga ka.

Do denkt die Magd, was fang i a? Wenn er's der Frau jetzt sagt, so werd' i gwiss  
glei auf der Stell zum Haus hinausgejagt, und um den Streit halt zu vermeide, hat  
sie sich lassen doch verleite, und hat g'sagt, daß der Herr, nun komme möchte her.



Drauf ist der Herr a lange Zeit  
im Keller bliebe drunt.  
Do ruft die Frau: „Mei lieber Schatz,  
du mach's mers gar zu bunt“.  
Ha, ruft der Herr, jetzt weiß i gwiß,  
wo unser Wei hingloffe ist.  
I hab das Loch entdeckt,  
es hat mich sehr erschreckt.

Verstopfs no recht, verstopfs no recht, mei lieber guter Ma. I bin scho dra, mein  
lieber Schatz, i mach's so guet i ka. So ist die G'schicht schö gange aus, dös Faß ist  
öfters gloflfe aus, und wenn's halt wieder hat tropft, so hat's der Herr verstopft.

Rauschender Beifall lohnte ihm Gesang und Saitenspiel. Mit einer gefüllten Tasche  
voll Kupfer und Nickel zog er dann spät abends wieder seinem Häuschen am  
Bietigheimer Tor zu.

